

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
(Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

September.

Otto Thörner.

Noch immer Gluth, noch immer Segen,
Noch Licht und Lied in blauer Luft,
Und manchmal noch an heißen Wegen
Von späten Blumen milder Duft.

Um jonnenvolle Siebelsäume
Kost es wie Lenzwind leis' und zag, —
Ob es noch einmal Frühlingsträume
Im Menschenherzen wecken mag?

Ob es noch einmal wiederkommen,
Noch einmal uns beglücken soll,
Was Liebes uns die Zeit genommen,
Die Pracht, die viel zu früh verscholl? . .

Das arme Herz! Septemberstunden
Beh'n es wie Maiengröße an,
Nur daß vor Zweifel und vor Wunden
Es nicht mehr heiter hoffen kann. —

Die Malve ragt in stummer Trauer
Mit blassen Blüthen auf zum Licht,
Und wilder Wein um Thor und Mauer
Wie blutend seine Ranken flieht.

Dem letzten Klang vom Lerchenliede
Mischt sich ein ferner Drescherschlag . . .
Und wandermatt und sonnenmüde
Zu Grabe wankt der Sommertag.

Die Töchter des Millionärs.

Roman von Etta Pierre. (Deutsch von Alfred Mürenberg).
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Mein Gott, wie leidend Sie aussehen! Fühlen Sie sich denn auch kräftig genug, die Stelle anzunehmen?“ sagte Madame Severne.

„Ja“, antwortete Ethel.

„Gut denn. Aber Grace ist kein sehr artiges Kind; ich glaube, sie wird Ihnen viel zu schaffen machen. Ich übergebe sie völlig Ihrer Aufsicht; ich selbst habe gar keine Zeit, mich mit ihr zu befassen. Ihre Schwester soll ja eine so wundervolle Stimme haben, die Familie Van Dorn, in welcher sie Unterricht ertheilt, ist ganz entzückt von ihr. Reden Sie ihr doch zu, einmal zu singen, wenn ich Gesellschaft habe.“

Und so trat denn Ethel ihre neue Stelle an. Ihr Bögling erwies sich als ein verzogener und verhätschelter kleiner Unart, der ihre Geduld zeitweilig auf harte Proben stellte. Man behandelte sie kaum besser als einen Diensthofen. Sie speiste mit der Haushälterin und sah selten oder nie ein Mitglied der Familie oder gar einen Gast des Hauses. Dies letztere war ihr nur angenehm, denn um Alles in der Welt mochte sie nicht in ihrer jetzigen Stellung den Bekannten aus früheren Tagen begegnen. Niemals ging sie aus, außer, wenn sie das Kind im Park spazieren führte oder einen flüchtigen Besuch bei Beta und Mercy machte.

So verstrich der Herbst und der Winter kam heran. Eines späten Nachmittags saßen die beiden Schwestern in Eric Sage's Atelier bei einander und plauderten von diesem und jenem. Madame Severne hatte Ethel erlaubt, einen halben Tag auszubleiben. Beta war mit ihrem Gatten ausgegangen, der kleine Eric schlummerte auf Mercy's Schooße.

„Siehst Du Herrn Harding zuweilen?“ fragte Mercy im Laufe des Gesprächs.

„Nein,“ erwiderte Ethel; „aber Fräulein Bradford, die junge Dame, mit der er sich verlobt hat, ist gestern von Boston angekommen, um den Winter bei Madame Severne zu verbringen. Wir waren einmal Schulfreundinnen. Diesen Morgen begegnete ich ihr auf der Treppe. Sie starrte mich an, nickte und fragte: „Nun, wie geht's?“ — Und das in einem Tone, der mir offenbar den Unterschied in unserer jetzigen Stellung klar machen sollte. Greifre Dich nicht darüber, das ist so der Lauf der Welt. Ich mache mir nicht allzuviel daraus. Vielleicht hätte ich mich vor Jahren ebenso benommen. Gott weiß, daß ich damals herzlos genug war!“

„Weißt Du auch gewiß, daß Herr Harding mit Fräulein Bradford verlobt ist?“

„Allerdings, denn Madame Severne hat es sich sehr angelegen sein lassen, mich davon in Kenntniß zu setzen. Doch jetzt laß uns von Deinen Angelegenheiten sprechen. Beta erzählte mir, daß Archie van Dorn sich bis über die Ohren in die Musiklehrerin seiner Schwester verliebt und ihr einen Heirathsantrag gemacht habe. Ist das wahr, Mabel?“

Mercy wurde glühend roth.

„Ja, Ethel“, entgegnete sie leise, „es ist wahr. Warum soll ich es Dir nicht gestehen sollen?“

„O wie mich das freut! Er ist reich und geachtet und ein durchaus braver Mensch. Ich habe Beta nicht weiter gefragt, aber Du hast natürlich eingewilligt?“

Mercy sah sie groß an. „Ist mir garnicht eingefallen.“

„Wie? Mabel!“

„Mache doch kein so verwundertes Gesicht. Es war sehr freundlich von Herrn van Dorn, allein ich empfinde nicht das geringste Interesse für ihn. Ich werde niemals heirathen.“

„Und weshalb nicht?“ fragte Ethel hoch erstaunt.

„Weil ich nie einen Mann finden werde, der — doch lassen wir diesen Gegenstand fallen, Ethel. Ich werde mein Leben lang bei Beta bleiben, Gesang oder Klavierunterricht geben und so auf meine Art glücklich sein.“

„Kind, das glaube ich Dir nicht!“

„Nun, Du wirst ja sehen“. Ethel zog ihre Börse und entnahm derselben eine Rolle Geld, es war ihr vierteljährliches Gehalt, welches ihr Madame Severne an diesem Tage ausgezahlt hatte. In Gedanken verloren, starrte sie einige Sekunden in das Kaminfeuer vor ihnen; dann sagte sie zu Mercy:

„Du erinnerst Dich doch der Geschichte von dem Engländer, der mir in meiner höchsten Noth beistand — der mit mir von Paris nach Havre reiste und meine Ueberfahrt nach New-York bezahlte?“

„Gewiß“, entgegnete Mercy.

„Ich kann jetzt meine Schuld an ihn abtragen. Du weißt, daß ich durch den Verkauf von Mama's Juwelen etwas Geld erhalten habe. Hoffentlich werde ich seine Adresse nicht verloren haben, die ich mir in Havre erbat“, fuhr sie, in ihrer Briestasche suchend, fort. „Er schrieb sie auf eine kleine Karte, da ist sie ja.“

Dann zog sie die Karte hervor und las laut die folgenden Worte: „Sir Valentin Arbuckle, Deepmoor-Hall, Lincolnshire, England.“

Plötzlich trat eine Todtenstille ein. Ethel blickte auf und sah, daß Mercy sich von ihrem Sitz erhoben hatte und den Ausdruck gewaltiger Erregung in dem blassen Gesicht, neben ihr stand.

„War es Sir Valentin Arbuckle, der Dir damals beistand, Ethel?“

„Ja, Kind.“

„Ist es ein hochgewachsener Mann, nicht hübsch, mit grauen Augen und rothem Haar?“

„Ganz recht. Aber sage mir, woher weißt Du das?“

Mercy beantwortete diese Frage nicht, vielleicht hatte sie dieselbe garnicht gehört. Ihr Blick war in die Ferne gerichtet, als ob ihre Gedanken in einer längst vergangenen Zeit weilten. Ihre blauen Augen füllten sich mit Thränen.

„Du bist im Begriff, an ihn zu schreiben, ihm Geld zu schicken?“ sagte sie leise.

„Ja.“

„Hier habe ich etwas, das ihm gehört und ihm längst hätte zurückerstattet werden müssen. Ich bin überzeugt, daß er oft darnach verlangt hat. Würdest Du wohl so gut sein, es in Deinen Brief einzulegen?“

So sprechend löste sie eine einfache Seidenschmuck, die sie lange Zeit um den Hals getragen hatte, und nahm einen einfachen, goldenen Trauring davon ab.

„Er gehörte seiner Mutter“, sagte sie schlicht, indem sie ihn Ethel überreichte. „Er gab ihn mir einst, als er glaubte, ich würde einmal seine Frau werden. Soll ich Dir die Geschichte erzählen?“

„Ach bitte, thue es!“ erwiderte Ethel gespannt. Und so erzählte ihr Mercy im Zwielicht jenes Nachmittags die Geschichte ihrer Liebe.

Am nächsten Tage schickte Ethel einen Brief an Sir Valentin Arbuckle ab, in welchen sie einen Wechsel auf die ihm schuldige Summe, sowie den kleinen Goldreif einlegte, den Mercy ihr gegeben hatte.

Ich bin ersucht worden, Ihnen diese Kleinigkeit zuzustellen, deren Wiederbesitz Ihnen unzweifelhaft angenehm sein wird, schrieb sie.

Und ohne jede weitere Aufklärung nahm der Ring seinen Weg über den Ozean.

36.

Wiederfinden.

Er nahm seinen Weg über den Ozean und erreichte Deepmoor-Hall an einem Vormittage, während Sir Valentin sich gerade mit den Nachbarn auf der Jagd befand.

Fräulein Affry Black drehte den amerikanischen Brief in der Hand hin und her, blickte ihn voll Verdacht an und legte ihn dann mit der übrigen angekommenen Post auf den Schreibtisch des Baronets.

Um 5 Uhr kehrte der Besitzer von Deepmoor, müde und einigermaßen bei schlechter Laune, nach Hause zurück, trank mit Fräulein Affry Thee und warf sich dann, augenscheinlich froh wieder in seinen vier Wänden angelangt zu sein, im Bibliothekszimmer auf ein Ruhebett nieder.

„Nun“, begann Fräulein Affry, ihn über die goldene Brille hinweg beobachtend, „Du hast doch wohl beim Frühstück die Töchter des Lord Vostus gesehen, nicht?“

Da ihr Eheplan bezüglich der schottischen Kousine fehlgeschlagen war, hatte sie sich auf einen anderen, noch viel wünschenswertheren geworfen.

„Ja“, erwiderte der Baronet trocken.

„Florence, die jüngste, ist ein Prachtmädel, und so wohlherzogen! Ihresgleichen wirst Du so leicht nicht wiederfinden, Valentin.“

Er fuhr sich mit der Hand durch die rothen Haare, daß diese gleich den Borsten eines Stachelschweines in die Höhe standen, antwortete aber keine Silbe.

„Dann ist auch Helene da, die ältere, eine reizende Blondine; Dir gefallen ja die Blondinen, Valentin! Wenn Du Augen im Kopfe hast, wie kannst Du diesen beiden prächtigen Mädchen widerstehen?“

„Ich bitte Dich, hör' auf!“ rief der Baronet verbrießlich. „Lege die Sache zu den Akten, Tante Affry. Du siehst ja, ich bin unverbesserlich. Habe ich Dir nicht schon hundertmal gesagt, daß ich nicht heirathen will?“

„Schön! Sehr schön!“ versetzte Fräulein Black aufbrausend. „Ich werde garnichts mehr sagen. Da liegen Briefe für Dich auf dem Tisch.“

Sir Valentin warf einen Blick darauf und öffnete denjenigen aus New-York zuerst. Da fiel etwas heraus, rollte auf dem Teppich entlang und blieb neben einer Decke von Wolfsfell liegen. Er hob es auf und erbleichte. Es war seiner Mutter Trauring, derselbe, den er vor Jahren in dem alten Logierhause des Wursthoses an Mercy Dill's Hand gesteckt hatte!

Auch Fräulein Blac erkannte ihn sofort und schrie vor Erstaunen hell auf.

„Val! Du göttiger Himmel, der Ring Deiner Mutter. Wer schickt ihn Dir?“

Er las Ethel's Brief mit den wenigen darauf bezüglichen Worten und reichte ihn dann Fräulein Affry.

„Was um des Himmels willen soll das heißen?“ rief er aus.

Die alte Frau las ebenfalls das ganze Schreiben und versetzte dann: „Das begreife ich auch nicht. Die Tochter von Cullen Sardis! wie in aller Welt kommt sie zu Deinem Ringe?“

Er hielt den funkelnden Reifen in der flachen Hand. Seine Miene war finster.

„Du wirst mich nicht eher wiedersehen, Tante Affry“, sagte er mit Entschiedenheit, „als bis diese Frage zu meiner vollen Zufriedenheit gelöst ist.“

Sie legte ihre Hand auf seine breite Schulter.

„Was hast Du vor? Gerechter! Du zitterst ja wie eine alte Frau. So schreib' doch an Ethel Sardis oder die Gräfin Stahl, wie sie sich nun nennen mag. Sie wird Dir ja Alles erklären.“

„Fräulein Sardis hat vergessen, ihre Adresse in New-York anzugeben“, entgegnete der Baronet mit einem bedeutsamen Lächeln. „Uebrigens sagt es mir durchaus nicht zu, auf Umwegen hinter dies Geheimniß zu kommen. Ich werde morgen früh nach Liverpool reisen und auf dem ersten Dampfer, der von dort nach den Vereinigten Staaten fährt, Ueberfahrt nehmen.“

Fräulein Blac war über diese Mittheilung entsetzt.

„Val, bist Du toll geworden? Willst nach Amerika übersegeln, um die Frau von dem Italiener aufzusuchen, das Geschöpf, das jetzt ohne Zweifel schon mit ihrem Dudellasten und einem Affen in den Straßen umherzieht, indeß die Töchter des Lord Costus vergebens darauf warten, daß Du ihnen einen Heirathsantrag machst! Schäm Dich! Ist mir jemals etwas Lächerlicheres vorgekommen — ei, darüber müssen sich ja sämtliche Arbuckle's in den Gewölben der Deepmoorkirche und ihren Särgen umdrehen!“

Fräulein Blac's Zorn fand nur taube Ohren. Sein Entschluß war gefaßt, und kein Einwand auf der Welt vermochte ihn zu erschüttern.

„Ich gehe nur, um Fräulein Sardis aufzusuchen“, sagte er gelassen. „Ich möchte nur eine kleine Privatunterredung mit ihr pflegen.“

Und so geschah es. Drei Tage später befand sich dieser eisenköpfige Halb-Amerikaner auf hoher See und fuhr der „Neuen Welt“ zu.

An einem schönen Tage zu Anfang des Frühlings landete er in New-York, entschlossen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, als bis er die Wittwe des Grafen gefunden haben würde.

Als Archie van Dorn am nächsten Morgen in

seinem Klub die Zeitungen durchblätterte, erblickte er zufällig in der Liste der Neuangekommenen den Namen des Baronets.

„Arbuckle! Was zum Geier führt denn den über's Meer?“ grübelte er. „Ein netter Kerl, habe mich in Paris recht mit ihm befreundet, den muß ich aufsuchen. Ob es meiner Mutter wohl passen würde, wenn er heute bei uns speiste? ei, warum nicht! Ich werde ihr ein paar Zeilen schreiben und dann zu ihm stürzen.“

Archie van Dorn wurde von Sir Valentin wie ein rechter Bote des Himmels empfangen. „Gerade Sie sind es, den ich zu sehen wünschte!“ rief er, ihm warm die Hand schüttelnd. „Sie kennen die Gräfin Stahl, können Sie mir sagen, wo ich sie finde?“

Ban Dorn starrte ihn an.

„Die Gräfin Stahl? Ah, beim Zeus! Jetzt begreife ich. Das ist der Magnet, der Sie nach New-York gezogen hat; Sie haben vom Ableben des Grafen vernommen und wollen ihr nun einen zweiten Titel geben? Sie ist Gouvernante geworden und lebt — ich weiß nicht wo. Hab's gewußt, aber wieder vergessen — mein Gedächtniß ist zur Zeit ein wenig schwach. Indessen, ich werde Erkundigungen für Sie einziehen.“

„Sie irren sich, van Dorn“, sagte Sir Valentin. „Ich bin nicht in die Gräfin verliebt. Ich wünsche sie in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen.“

Ban Dorn kippte mit seinem Stuhl hin und her und lächelte dazu sehr trübselig.

„Sie glücklicher! Ich für meine Person leide seit Wochen wahre Höllenqualen. Unter uns, Arbuckle, ich bin lebensmüde. Noch nie hat es mich so gepackt, wie dieses Mal. Habe freilich schon ein Duzend Liebschaften hinter mir, aber so eine ernste, aufrichtige Leidenschaft ist doch ein ganz ander Ding.“

„Und da fürchten Sie, in mir einen Nebenbuhler zu finden?“ fiel Sir Valentin ihm in's Wort. Beruhigen Sie sich; ein solcher Gedanke ist mir nie in den Sinn gekommen. Sie sind ein gebildeter, hübscher Mann, und ich glaube nicht, daß es Ihnen allzuschwer fallen wird, Sie einen so verächtlichen Burschen, wie der Graf war, vergessen zu machen.“

Ban Dorn sah ihn mit großen Augen an und brach dann in ein gezwungenes Lachen aus.

„Den Teufel! Ich rede ja garnicht von der Gräfin. Freilich hatte auch sie mich einst bezaubert, doch das sind Jahre her. Nein, ich spreche von ihrer Schwester.“

„Hat die Gräfin eine Schwester?“ fragte der Baronet verwundert. Ich hörte doch immer, Cullen Sardis habe nur das eine Kind.“

„Nein, er hat noch eins, aus einer früheren Ehe, von der bis zu seinem Tode kein Mensch etwas wußte. Sie ist mithin die Halbschwester der Gräfin. Beim Zeus! Mabel ist zehn Mal lieblicher als Ethel selbst!“

„Demnach darf man gratulieren?“

„Mein Himmel, nein doch! Sie will mich ja nicht. Sie ist die Musiklehrerin meiner jüngsten Schwester, arbeitet für ihr tägliches Brot. Sie wissen, daß die Familie verarmt ist. Ich könnte ihr Alles geben, Geld und Stellung, aber sie schlägt es aus,

und ich liebe sie rasend! Es wird mir das Herz brechen, o, grinsen Sie nicht so, Freund! Ich habe große Lust, mich für den Rest meines Lebens in ein Kloster zurückzuziehen, wo es keine Frauenzimmer giebt“.

„Aber vorher müssen Sie mir die Gräfin finden helfen“, sagte Sir Valentin trocken, „denn ich brenne vor Ungeduld, sie zu sprechen. Mein Geschäft gestattet keinen Aufschub; ihre Schwester muß natürlich die Adresse kennen, wird also gern bereit sein, Ihnen dieselbe zu geben“.

„Gewiß“, erwiderte van Dorn, nach der Uhr sehend. „Kommen Sie und essen Sie mit mir. Ich habe meiner Mutter geschrieben, daß ich Sie mitbringen werde, wenn ich Sie dazu bewegen kann. Vielleicht treffen wir Fräulein Sardis in unserem Hause; es ist gerade die Zeit der Musikstunde. Ich gehe ihr zwar jetzt aus dem Wege, aber Ihnen zu Liebe will ich einmal ein Opfer bringen!“

Der Baronet ging ohne Sträuben mit. Van Dorn führte ihn in einen eleganten Salon seiner Wohnung, bat ihn, Platz zu nehmen, sagte dann: „Sie entschuldigen mich einen Augenblick, lieber Freund, ich will nur meine Mama aufsuchen“, und ließ Sir Valentin allein zurück.

Am entgegengesetzten Ende des Gemaches befand sich eine nur durch einen Vorhang verdeckte offene Thür, und von jenseits drangen Stimmen herüber, Kinderstimmen, sowie das Geklimper eines Klaviers. Sir Valentin war gezwungen, Alles mitanzuhören, mochte er wollen oder nicht:

„Ach, liebes Fräulein Sardis, Sie haben versprochen, uns etwas vorzusingen, wenn die Stunde zu Ende sei. Martha hört am liebsten „Ellen Adair“, aber ich habe die frommen Lieder so gern. Bitte, bitte, singen Sie uns eins.“

„Ach ja, bitte, bitte!“ fiel ein anderes Kindchen ein.

Nun sprach eine dritte Person, jedoch so leise, daß Sir Valentin die Worte nicht verstehen konnte; dann berührte eine Hand die Tasten und begann zu spielen; und dann drang eine herrliche Sopranstimme durch den Vorhang in das stille Gemach. Sie durchzuckte den Lauschenden wie ein elektrischer Schlag und trieb ihm das Blut nach dem wildpochenden Herzen:

„Diese Seele, Vater mein,
Hilflos flüchtet sie zu Dir!
Laß, o laß mich nicht allein —
Bringe Trost und Hoffnung mir;
Nur an Dich hab' ich geglaubt,
Du allein kannst Rettung bringen —
Decke denn mein schutzlos Haupt
Mit dem Schatten Deiner Schwingen!“

Jener alte, ihm wohlbekannte Kirchengesang! Barmherziger Gott, träumte oder wachte er? Er sprang auf. Konnte es zwei Stimmen in der Welt geben, die sich so ähnelten? Es war dieselbe, und doch auch nicht dieselbe, denn der genossene Unterricht hatte sie ausgebildet und gestärkt. Ohne recht zu wissen, was er that, eilte der Baronet durch das Zimmer, warf die Thürvorhänge zurück und blickte in das andere Gemach.

Am Piano lehnten, in sprachloses Entzücken versunken, zwei Kinder. Am Instrument saß ein junges, in düsteres schwarz gekleidetes Mädchen. Ihr Gesicht

war ihm zugewandt, ein wehmüthiges, bleiches Gesicht, von goldblondem Haar umwallt. Als der Vorhang zurückgeschlagen wurde, blickte sie auf und sah die Gestalt in der Thür stehen. Ihre Finger glitten von den Tasten herunter; sie fuhr empor und stand so zwischen den erstaunten Kindern da.

„Mercy!“

Fast schreiend stieß er diesen Namen hervor, und sie antwortete wie eine Träumende:

„Val!“

Im nächsten Augenblick lag er zu ihren Füßen und rief wild und ohne Zusammenhang: „Um Gotteswillen, was soll das bedeuten? Wie kommst Du hierher? Wo ist Dein Mann? Mercy, o meine süße, einzig geliebte Mercy, ich habe nicht geahnt, daß ich Dich in diesem Leben je wiedersehen sollte!“

Sie trat einen Schritt zurück und blickte ihn vorwurfsvoll an. „Mein Mann? — Ich habe keinen“.

„Wie, Discordo —?“

„So hast Du seinem Briefe geglaubt?“

„Ja, o, ich Thor! Ja, ich glaubte ihm!“

„Du warst sehr schnell bereit, Dich täuschen zu lassen, schlechtes von mir zu denken. Er sagte mir, daß es so kommen würde, er war des Erfolges seines Schurkenstreiches gewiß, ich aber, ich dachte anders, denn ich vertraute Dir“.

Seine Miene zeigte, welche Reue, welcher Schmerz ihn quälte. „So war also Alles eine schändliche Lüge?“

„Ja, eine schändliche Lüge. Doch wozu das jetzt? Stehen Sie auf, Sir Valentin Arbuckle, wir sind nicht allein“.

„Du liebst ihn nicht, bist nicht seine Frau geworden? Albarmherziger Himmel, wie Unrecht that ich Dir! Wie Unrecht that ich mir selbst! Löse mir dies Räthsel, Mercy, oder ich werde wahnsinnig!“

Hier flohen die beiden Kinder aus dem Zimmer, um Mutter und Bruder die Meldung zu bringen, daß ein fremder Herr mit rothen Haaren vor Fräulein Sardis auf den Knien liege und „Geliebte Mercy“ zu ihr sage. Diese Mittheilung nebst der Thatsache, daß der englische Baronet aus dem Gemach, in welchem Archie van Dorn ihn zurückgelassen verschwunden war, hatte zur Folge, daß Mutter und Sohn im Salon zurückblieben, um den Austritt der beiden Besucher und eine Erklärung über ihr sonderbares Betragen abzuwarten.

Sir Valentin ergriff Mercy's Hände. „Erzähle mir Alles“, sagte er, „und Gott ist mein Zeuge, daß ich Dir jedes Wort glauben will. Hab ich Dir schändliches Unrecht gethan, so habe ich Dich auch unsäglich geliebt. Seit jenem Tage, wo unsere Trauung stattfinden sollte, habe ich niemals aufgehört, an Dich zu denken. Uberschütte mich mit Vorwürfen, ich verdiene sie. Du kannst mich nicht halb so schwer verurtheilen, wie ich selbst es thue“.

(Schluß folgt.)